

Wenn die Geister zu reden beginnen

Die amerikanische Schriftstellerin **Siri Hustvedt** forscht im Innern des Menschen

Von Ulrike Frenkel

Manche ihrer Sätze wirken auf brüskierende Weise offen und ungeschützt. „Wir können uns an unser Säuglingsalter nicht erinnern, aber diese Zeit lebt in unseren Körpern, und wäre ich bei der Geburt nicht anfällig gewesen, wäre ich jemand anderes und hätte andere Gedanken“, schreibt Siri Hustvedt in ihrem Essayband *Being a Man*, der vor allem von kulturellen Stereotypen und der Brüchigkeit der Identität handelt, und sie setzt fort: „Rückblickend kann ich mich an keine Zeit erinnern, in der ich nicht die Empfindung in mir herumtrug, verwundet zu sein.“ Dieser Ton klingt ungewohnt: Wenn Schriftsteller die schwere Tür zu ihren inneren Verliesen öffnen, die der menschliche Selbsterhaltungstrieb und die Mechanismen der Verdrängung sie davor haben anbringen lassen, versuchen sie gewöhnlich das, was sich dahinter findet, in eine Form zu bringen, die so uneigentlich wie möglich daherkommt. Vor allem männliche Schriftsteller sind Meister in dieser Übung und vielleicht muss man, wie die amerikanische Autorin norwegischer Herkunft, seit dreißig Jahren mit einem berühmten männlichen Schriftsteller wie Paul Auster verheiratet sein, um es auf diesem Terrain gar nicht erst zu versuchen.

Siri Hustvedt hat im Laufe ihres ebenfalls fast dreißig Jahre dauernden Schriftstellerlebens einen anderen, sehr persönlichen Weg des Schreibens gefunden. Wo Auster erzählerisch mit der Logik des Zufalls hantiert und den Lauf der Dinge dabei manchmal etwas zu mechanistisch schildert, ist die Autorin, deren jüngster Roman *Die Leiden eines Amerikaners* in diesem Frühjahr erschien, scheinbar immer ziemlich nah bei sich selbst. Sie gibt sich preis, trägt ihre Verletzlichkeit vor sich her wie einen kostbaren Schatz, zeigt ihre Wunden, um die ihrer fiktiven Figuren zu deuten. Persönliche Erfahrungen, von denen sie in ihren Essaybänden berichtet, tauchen häufig in ihren Romanen wieder auf, werden dort den Figuren zugeschrieben, leicht verschoben, in abwechselnd traumhafte und analytische Zusammenhänge gerückt, wodurch merkwürdige, beunruhigende Spiegelkabinette entstehen. Dies gilt für *Die Leiden eines Amerikaners*, doch wie das funktioniert, hat schon das erste Buch der studierten Literaturwissenschaftlerin gezeigt: *Die unsichtbare Frau*, 1992 unter dem Titel *The Blindfold* in den USA erschienen und kurze Zeit später ins Deutsche übersetzt.

Es handelt von einer sehr schönen, intelligenten, jungen Frau, die vom Land in die große Stadt New York kommt, sich dort in sonderbaren Beziehungen und ihrer eigenen instabilen Psyche verliert, krank wird und darüber letztendlich sich selbst findet. Die Hauptfigur Iris, deren Name ein Anagramm von Siri ist, sei eine Art Alter Ego von ihr gewesen, hat die inzwischen 53-Jährige einmal gesagt, die selbst Modelgröße hat, blond und auffallend schön ist, 1978 in New York zu studieren begann, von seltsamen Jobs, von der Hand in den Mund und der Verzückung über die Metropole lebte, maßlos las, anfang zu dichten und durch monatelange Migräneanfälle

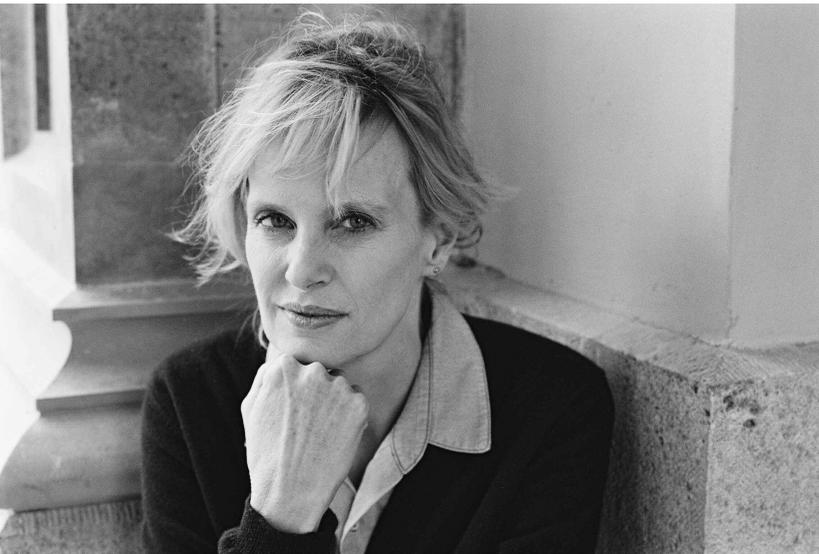
zum Innehalten gezwungen wurde, zu einer intensiven Selbstbefragung vor dem Hintergrund kultureller Muster, die ein Markenzeichen ihres Schreibens geworden ist. Es gibt noch ein weiteres: „Mir geht es darum, kulturelle Lügen zu durchbrechen, zum Beispiel dass es so etwas gibt wie ein normales, gewöhnliches, alltägliches, langweiliges Leben“, lautet eine ihrer Selbstauskünfte. Jeder Einzelne, glaubt die älteste von vier Töchtern einer Norwegerin und eines Norwegisch-Professors aus Minnesota, habe eine erstaunliche Geschichte zu erzählen, das sei das wahre Leben und nicht „dieses ausgetrocknete Ding, über das man in den meisten Romanen liest oder das man im Fernsehen oder im Kino vorgeführt bekommt. Menschen sind merkwürdiger als die meisten Fiktionen, die die Kultur produziert.“ Es ist Siri Hustvedts außergewöhnliche, von ihr selbst manchmal als fast krankhaft bezeichnete Sensibilität gegenüber der Außenwelt, die sie zu solchen Beobachtungen veranlasst.

Man muss wie die Autorin eine große Neugier für philosophische, psychologische und künstlerische Fragestellungen mitbringen, um ihre Bücher zu mögen, um ihre Verquickung von scheinbar Banalem mit Hochartifiziellem, von schlichten Dialogen mit langen theoretischen Exkursen zu goutieren.

Am schwersten fällt das in Siri Hustvedts zweitem Buch *Die Verzauberung der Lily Dahl*, einer Kleinstadtgeschichte aus Minnesota mit einer 19-jährigen vielschichtigen Hauptfigur und einem zwischen Erotik, Kriminalgeschichte und Lokalkolorit irrlichternden Plot. „Eine mythische Version ihres Heimatortes Northfield“ hat sie den kurze Zeit nach seinem Erscheinen im Jahr 1997 ziemlich schnell wieder vergessenen Roman genannt, mit dem sie zumindest dem Dauerverdacht entkam, sie schreibe im Schatten ihres berühmten Mannes wie er New-York-Romane über die Identitätsprobleme der dortigen Mittelschicht.

Nach dem Essayband *Nicht hier, nicht dort* traute sie sich dennoch literarisch an den Hudson zurück und legte 2002 ein wirklich außergewöhnliches Buch vor, fast 500 Seiten stark, voller Leben und Theorie, von Anfang bis Ende spannend, herzerreißend tragisch und ziemlich wahrscheinlich in seiner Intensität so leicht nicht wiederholbar.

Denn in *Was ich liebte*, 2003 auf Deutsch erschienen, hat Siri Hustvedt wohl so ziemlich alles, was ihr in langen Jahren des Forscherlebens, Ehe- und Mutterdaseins (die Tochter Sophie wurde 1987 geboren) und der Großstadtextistenz begegnet war, zu einer zeitgenössischen, scharfsichtigen Studie über die Identitätskonstrukte und Selbstbetrugsstrategien ihrer Generation und sozialen Schicht verarbeitet. Sie erzählt von zwei befreundeten Paaren und deren Kindern – auch hier sind die autobiografischen Spiegelungen unübersehbar. Da ist etwa ihr Stiefsohn Daniel, Kind von Auster aus seiner ersten Ehe mit der Schriftstellerin Lydia Davis, der in den Neunzigern in die Drogenszene abrutschte und in einen Mordprozess verwickelt war, was sich im Roman in der Figur des gestörten



© Isolde Ohlbaum

Jungen Mark niederschlägt. Das eine Paar verdient sein Brot mit Kunst- und Literaturstudien, das andere sind ein Künstler und eine Dichterin, und Siri Hustvedt analysiert ihre Illusionen, ihre gescheiterten Lebensentwürfe, Trennungen, Verluste, ihre übergroße Selbstbezogenheit und ihre mangelnde Verantwortung, ihr selbsttherapeutisches Schöpferum und die psychische Fehlentwicklung des einen Sohnes wie ein Insektenforscher eine seltsame, komplexe Spezies.

Erstmals schrieb Siri Hustvedt hier aus der Perspektive eines Mannes, des Kunsthistorikers Leo Herzberg, der zunächst seinen Sohn und dann seine Frau verliert. Es ist eine weise, durch ihr Schicksal zum Beobachter menschlichen Handelns gewordene Figur. In *Die Leiden eines Amerikaners* tritt dieser Leo Herzberg nun wieder auf, als alter, fast blind gewordener Freund der Schwester des Erzählers, Eric Davidsen. Dieser ist Psychoanalytiker, und so wie der Blick und die Reflexionen des Kunsthistorikers Herzberg die vielen anderen Wissens- und Gedankenstränge von *Was ich liebte* dominiert hatten, wird der neue Roman von der Sprache und der Betrachtungsweise der Psychoanalyse beherrscht. „Ich glaube, wir haben alle Geister in uns, und es ist besser, wenn sie reden, als wenn sie es nicht tun“, äußert der geschiedene Mittvierziger Eric, dem scheinbar plötzlich an allen Fronten die Sicherheiten weggebrochen sind – der Vater stirbt und hinterlässt einen verstörenden Brief, in sein Haus zieht eine betörend schöne und sehr verwirrte Grafikerin mit ihrer kleinen Tochter ein, seine Schwester Inga, Witwe eines berühmten New Yorker Schriftstellers, wird von einer Journalistin mit der Veröffentlichung unbekannter Dokumente ihres Mannes bedroht, seine Nichte Sonia leidet seit dem 11. September an einer posttraumatischen Belastungsstörung und alle wollen sie Hilfe von ihm, der sich doch selbst nicht helfen kann.

Rätsel, Träume, Erinnerungen durchdringen Hustvedts Erzählfluss, immer wieder sind Szenen aus der tragischen Vergangenheit der Einwandererfamilie Davidsen eingeflochten, die sich in den USA aus bitterer Armut bis in die Glamourszene der New Yorker Intellektuellenwelt hocharbeitete. Dafür hat die Autorin, wie sie im Nachwort schreibt, Erinnerungen ihres verstorbenen Vaters Lloyd Hustvedt verwendet,

der über die norwegischen Immigranten geforscht, sich schriftlich mit seiner Rolle als Soldat im Zweiten Weltkrieg befasst und seine Aufzeichnungen für Familie und Freunde hinterlassen hatte. Diese wörtlichen Zitate aus einer von ganz anderen Nöten geplagten Zeit gehören zu den stärksten Passagen eines Buches, das von Leiden berichten will und dafür fast ausschließlich innerpsychische Vorgänge analysiert. Dieses ewige Spiel mit der Frage, wie einer der wird, der er ist, welche Rolle dabei die Herkunft, die Gene, die Erfahrungen spielen, ist streckenweise erhellend, streckenweise etwas ermüdend, aber niemals uninteressant.

Männliche Leser, darunter manche Literaturkritiker, werden von Hustvedts die Seele bis zum Boden aufschürfender Denkweise ebenso leicht genervt wie geängstigt – die Frage, wie sich eine Identität konstruiert und wie brüchig sie unter Umständen ist, kann ja durchaus bedrohlich wirken. Mit einer wie auch immer noch gefestigten Romanfigur kann man sich leichter auseinandersetzen als mit einer Ansammlung von Wunden und Empfindsamkeiten, aus bewussten Träumen geschöpft. Dass Siri Hustvedt diese Zerbrechlichkeit des Individuums in unserer Zeit immer wieder entblößt, macht ihre eigentliche Originalität aus, aber stärker noch als in ihrem jüngsten Roman kreist die Autorin diese Problematik in ihren bemerkenswerten Essays ein: Dort analysiert sie spielerisch, belesen, alltagsklug, was männlich, was weiblich bedeutet, was Wahnsinn, was die erste Trennung im Leben ist, und schließlich, wie sie sich als Schriftstellerin konstituiert hat – nachzulesen in „Auszüge aus einer Geschichte des verwundeten Selbst“ im Essayband *Being a Man*. //

Zum Weiterlesen:

Siri Hustvedt, **Die unsichtbare Frau**. Übersetzt von Uli Aumüller. 2007. 8,95 Euro

Die Verzauberung der Lily Dahl. Übersetzt von Uli Aumüller. 1997. 19,90 / 8,95 Euro

Nicht hier, nicht dort. Essays. Übersetzt von Uli Aumüller. 2000. 19 Euro

Was ich liebte. Übersetzt von Uli Aumüller, Erica Fischer und Grete Osterwald. 2003. 9,95 Euro

Being a Man. Essays. Übersetzt von Uli Aumüller. 2006. 12 Euro

Die Leiden eines Amerikaners. Übersetzt von Uli Aumüller und Gertraude Krueger. 2008. 19,90 Euro
Alles bei Rowohlt, Reinbek bei Hamburg

Ulrike Frenkel ist freie Journalistin und lebt mit ihrer Familie südlich von München.